

Nachdruck verboten.

25) Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schievelbein.

Auf einmal aber, fast unmittelbar nachdem Richard dem Doktor eingestanden hatte, daß Lene ihn verlassen habe, schlug die Stimmung um. Alle wetteiferten in Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Es war, als verspürten sie das Bewußtsein einer Schuld und den Wunsch, ihm Genugthuung zu geben. Selbst ein paar alte Herren, denen er mit seinen modernen Ideen ein Greniel war, die das Heil der Welt im Griechischen und Lateinischen sahen und ins helle Leben blinzelten wie Eulen ins Tageslicht, selbst die schenkten ihm auf einmal eine gewisse gönnerhafte, frostige Beachtung.

Er traute erst seinen eignen Sinnen nicht.

Zufall! dachte er.

Aber da kamen Schulz und Vittrich mit ihrem Stedensperde „Verbreitung des Deutschtums“. Ventard wollte ihn für die Comeniusgesellschaft kapern. Rober bat ihn, für kurze Zeit an seiner Stelle den Schriftführerposten beim Deutschen Schulverein zu übernehmen. Horstmann hatte es wieder mit den Volksbibliotheken vor. Und so überstürzten sich die Dinge.

Alle diese Zeichen aber deuteten darauf hin, daß er wieder zu Gnaden angenommen, gewissermaßen rehabilitiert werden sollte innerhalb der Kollegenchaft.

Es schien, als wenn die vollen Ströme des Idealismus und der Humanität, die so heiß in diesen Menschen pulsierten und sich in alle Weiten zu ergießen strebten, nun auch den nahen Weg zu ihm gefunden hätten.

Sie sprachen alle zu ihm, schonend, mit diskreter Beileidsmiene, wie zu einem, den ein schweres Unglück getroffen hat, für das er durch Teilnahme und Achtung seiner Mitmenschen entschädigt werden soll.

Selbst der Direktor benahm sich, obwohl noch immer ernst und zurückhaltend, doch so liebenswürdig, als es sein hölzernes Wesen nur zuließ.

Die größte Ueberraschung aber erlebte Richard Volkmar am nächsten Sonntag. Eine Einladung zu der alljährlich bei Horstmann stattfindenden Tanzgesellschaft!

Er — zum thé dansant! Wie Fronie, wie grimmiger Hohn erschien es ihm im ersten Moment.

Zwar war er alljährlich dort gewesen. Keiner der Kollegen durfte fehlen. Aber jetzt, in seiner Lage! Ein Mensch, über dem die Disziplinaruntersuchung schwebt! Und tanzen!

Sofort wollte er abschreiben, höflich dankend sich mit einer durchsichtigen Lüge entschuldigen. Aber er schob es noch hinaus. Bis zum Abend, dachte er, so lange hat's noch Zeit.

Am Nachmittag aber kam die zweite Ueberraschung.

Es klingelte. Und als Richard öffnete, standen Vittrich und Rober vor ihm.

Richard erröte vor Verlegenheit. Die Armseligkeit seines Heims! Und Vittrich, der Proß, der vom erheirateten Gelde den großen Herrn spielte, dem keine Pracht prunkend und keine Kostbarkeit teuer genug war!

Daneben der lange, dünne, armselige Rober, der mit sichtbar tiefer Genugthuung feststellte, daß sein mit Kindern überfülltes, durch eine kränkliche, arbeitbelastete Frau schlechtgeführtes Haus denn doch noch ein ganz Teil komfortabler war, als Kollege Volkmar's Barade.

Doch gaben sie sich äußerlich die unbefangenste, jovialste Miene.

„Wollten doch mal nach dem Martin sehn,“ meinte Rober. „Man hat doch sozusagen die moralische Verpflichtung —“

„Na, und natürlich — selbstredend in erster Linie, nach dem Herrn Kollegen und barmherzigen Samariter,“ trompetete Vittrich mit einem besonderen Aufwand von Liebenswürdigkeit.

„Zawohl, selbstverständlich,“ beeilte sich Rober hinzuzufügen. „Bei dem schönen Wetter —“

„Stören doch nicht?“ fragte Vittrich höflich, da Richard noch immer keine Miene machte, sie zum Nähertreten einzuladen.

„Nein, aber Sie müssen entschuldigen,“ sagte Richard, die Thür zum Wohnzimmer öffnend. „Es ist die richtige Bohème bei mir.“

Die Aufwärterin, die Sonntags nur am Vormittag kam, hatte den Tisch noch nicht abgeräumt. Leere Teller, gebrauchte Messer und Gabeln standen in friedlichem Verein mit dem Kaffeefervice, das eine henkellose Tasse aufwies.

Richard stellte alles hastig zusammen. Das „gute Zimmer“ war nicht geheizt. Er mußte die Herren bitten, hier Platz zu nehmen.

„Genieren Sie sich nicht, Volkmar,“ lachte Vittrich etwas herablassend. „Herrgott, Junggesellenwirtschaft! Kennt man! Bei mir hats noch ganz anders ausgesehen!“

„Ja, wahrhaftig, Volkmar,“ sagte Rober in seinen feierlich tiefen Grabestönen, „ich bewundere Sie. Ganz gemüthliche Bude. Warten Sie man! Nächstens überrumpeln wir Sie mal abends, und dann wird'n solider Stat gedroschen. Was, Vittrich?“

Sie waren so großmüthig, die ganze Episode seiner Ehe vollkommen zu ignorieren.

Richard bot ihnen Bier und Cigarren an, und bald kränkelten sich die blauen Böttchen und stiegen sacht empor zur niedrigen Decke.

Es wurde von allerlei geredet, gemüthlich und harmlos, als wäre nie ein Schatten zwischen das Einbernehmen der drei Kollegen getreten.

Lene und das Kind wurden totgeschwiegen.

Aber ihr Bild, das über dem Sofa hing und ihr schlichtes, klares, regelmäsiges Gesicht mit den schwarzen Wildvogelangen, die volle, schlante Büste ins beste Licht setzte, war für die neugierigen Augen der beiden Herren anlockend wie der Zucker für die Fliegen.

Immer wieder stahlen sich schnelle Blicke möglichst unauffällig nach der Wand. Und einmal, als die Augenpaare sich nach der Exkursion begegneten, bligten sie auf in tiefem Verständnis.

Alle Wetter! verrieten Vittrich's Kennerblicke, Nassegeschöpf Schwerenöter, der Volkmar!

Und Rober glühte in tiefer moralischer Entrüstung auf: Verfluchte Verführerin! Da sieht man's wieder: die Weiber! Von den allgemeineren Stoffen, Politik, Schulangelegenheiten, Büchern, Theater kam man so sacht in das behagliche Fahrwasser des Persönlichen.

Robers Neugierde war berüchtigt. Er lauschte und spürte und hochte und kombinierte. Die geheimste Heimlichkeit eines Hauses war nicht sicher vor ihm. Er sah durch Wände und eichene Bretter und verschlossene Miene und wußte über die intimsten Herzens- und Börsenangelegenheiten der Menschen mehr als diese selbst.

Der Unkenteich! dachte Richard sarkastisch. Vor seinen Augen triebelte und krabbelte es bei Robers Erzählungen. Es schwamm und ruderte, tauchte ins Moor, verdrängte den Nebenmann, bespritzte ihn mit Gift und Eifer, mißgönnete ihm die armseligste Fliege, den kleinsten Wurm, und saß dabei so zum Blasen aufgeblasen an der Oberfläche und konnte sich, als wäre der Leich und die Biene ringsum, Land und Himmel und Erde feinetwegen allein geschaffen.

Und dabei Robers tiefer, gleichmäßiger, wie aus dem Keller heraufkommender Grabestön! Die sittliche Entrüstung bei diesem Prediger in der Wüste!

Richard saß dabei und dachte schauernd: So sind sie auch mit dir verfahren!

Vittrich hatte Mühe, zu Worte zu kommen. Neben der Fülle pikanter Familiengeschichten kam er mit seinen etwas schlüpfrigen Anekdoten, geistreichen Wortspielen und Prahlereien mit Weibergunst nicht auf.

Es war ihm auch nicht weiter drum zu thun. Dafür hatte er ein andres, dankbareres Publikum. Nur als Ventard erwähnt wurde, erfaßte ihn eine plötzliche Lebhaftigkeit. Er hatte bisher verstoßen durch die Nase gegähnt. Jetzt, wie elektrifiziert, packte er Volkmar's Arm: „Ja, denken Sie, es verlautet, er wolle sich verlesen lassen!“

„Verlesen?“ fragte Richard ungläubig. „Warum?“

Bittrich kniff die Augen zusammen und lachte pfiffig: „Na, Volkmar, kommen Sie denn aus dem Rüstopf?“

„Haben Sie wirklich nichts gemerkt?“ fragte nun auch Rober mit wohlwollend überlegenem Lächeln

Richard zuckte die Achseln.

„Aber das sah doch ein Blinder!“ trompetete Bittrichs scharfe Stimme. „Er konnte den Reizen Kornelius nicht widerstehen!“

„Das ist doch aber auch kein Wunder,“ fiel Kornelius Ber-ehrer Rober empört ein.

„Nun, Geschmacksache!“ meinte Bittrich großartig. „Mein Genre sind die imposanten Weiber nicht — aber — eh — er konnte ja nicht wissen, daß Kornelius Herz längst vergeben ist.“

Dabei ein anzüglisches Lächeln zu Richard hinüber, der vor Unwillen und Berlegenheit errötete.

„Na, na,“ lachte Bittrich und drohte mit dem Finger. „Gätt ihr übrigens so viel Charakter nicht zugetraut —“

„Na, Sie!“ brauste Rober auf, daß die thränenden Augen ihm überflossen, „Sie — und eine Kornelie ver- stehen!“

Bittrich nahm den Ausfall mit aller Seelenruhe hin. „Stecht manchmal doch was Merkwürdiges in den Weibern!“ meinte er nachdenklich. „Nacht so 'n frohschaulichen Ein- druck: kühl bis ans Herz hinan — muß aber doch wohl 'n inneren Vulkan haben. Oder bloß den Urbanschen Dick- schädel, mit dem man Mauern einrennen kann. Na, und da soll sie dem armen Bentard richtig 'n Korb aufgehängt haben.“

Sie blieben noch ein halb Stündchen, und Richard war's unter ihren Erzählungen, als höbe eine halbverfuntene Welt sich so sacht empör mit all ihren Einzelheiten. Rosig beleuchtet, tauchte sie auf vor seinen Blicken, farbenglänzend, warm, lodend, in bunter, reizender Mannigfaltigkeit.

Ihm wurde heiß dabei, begehrtlich, fast fiebernd vor Interesse. Das war doch einmal etwas andres als der ein- tönige Kreislauf seiner Gedanken. Das schimmerte wie Hoff- nung, wie neue Verheißung! Das war die Welt, aus der er sich selber ausgeschlossen hatte. Und sie lebte! Da war Wechsel, Licht, Freude, Heiterkeit! Und er hatte wie in einem dunklen Gefängnis gefessen, tief, tief unter der Erde!

Endlich brachen die Herren auf. Ein biederer, kräftiges Händeschütteln, ein paar Höflichkeitsworte.

„Na, Volkmar,“ meinte Rober beinahe gerührt, „das war doch nun mal wieder wie früher. Gatten sich ja ganz von den Kollegen zurückgezogen. Na ja, man versteht's ja wohl. Gott, war uns ja schmerzlich genug. Aber der Damen wegen — und auch sonst —“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es ist kurz vor der Generalprobe des neuen Stüdes. Auf der Bühne ist man in nervöser Erregung, die Stimmung des Gebets vor der Schlacht. Am Abend hat man den kleinstalbrigen Gehirnen des Premierenpublikums aus der ersten Wählerklasse der Litteratur stand zu halten. Wenn's jetzt nicht gelingt, so ist alle Mühe umsonst verthan. Es giebt dann einen Zusammenbruch. Aber man hat jede Bewegung seit Wochen sorgsam einstudiert, jedes Wort auf seinen Ton geprüft, die Brust hebt sich nur noch mit abendfüllender Zug- kraft und die Augen funkeln nach den Winken des Regisseurs. Los!

Da erscheint unmittelbar vor Beginn der Probe ein fremder Mann in dem leeren Zuschauerraum, in dem es nach dem Publikum vom vorigen Abend riecht. Wie aus der Verjüngung ist er aufgetaucht, aber man merkt es ihm sofort an, daß alle neun Musen vor ihm zittern.

Das Spiel beginnt. Der fremde Mann sieht sich Blasen in die Augen, so grauenvoll aufmerksam ist er. Zwischen den schlanken Händen dreht er träumerisch einen Notzist. Anfangs geht alles gut. Doch gegen den Schluß des ersten Aufzuges wird der Einsame plötz- lich blaß, dann rot. Seine Zähne schlagen aufeinander. Seine Augen lassen weit. Sein Haar versucht den glättenden Ueberzug duftigen Salbols zu sprengen. Ich brauche dem medizinisch ge- bildeten Leser nicht zu verraten, welches Leiden den Unglückseligen plötzlich befallen hat: Das Fieber verlezter Sittlichkeit tobt in seinen Gebeinen, und zwar handelt es sich um die besonders gefährliche Form, die man nach dem in der gesamten Kunstwelt rühmlichst be- kannten Ehepaar Heinz genannt hat, diesen ausgezeichneten Rat- und Befehlsgebern auf dem schlüpfrigen Gebiet der Kunstmoral.

Der Staatsanwalt sei gebeten, mir zu verzeihen, wenn ich es wage, schüchtern und schamhaft anzudeuten, was der fremde Mann im Theatersaal mit eignen Augen schauernd auf der Bühne sehen mußte. Er sah — nein, er hörte vielmehr, — er hörte, wie man — nein, ich getraue mich's nicht . . . ich sehe Euch an, liebe Leser, wenn Euch

Eure seelische und sittliche Gesundheit lieb ist, lest nicht weiter, schließt Eure Augen, und laßt erst drei Zeilen weiter unten mit der Zeitskire fort . . . Gottlob, nun bin ich allein mit mir selbst, kein Lauscher stört mich, und so darf ich denn vor mir selbst bekennen, was der fremde Mann im Saale auf der Bühne wahr genommen. Dort oben . . . dort . . . oben . . . spielte . . . man — — — spielte . . . einen — — — Herz, halt fest: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt . . . man spielte einen Walzer!

Es ist heraus! Und nun darf der Leser mir wieder folgen und mit reiner Genugthuung genießen, wie jetzt die Sittlichkeit an die Arbeit ging und sich siegreich behauptete. Der fremde Mann erhob sich in seiner ganzen Würde und rief mit zornbebender, aber edel tönender Stimme: „Man rufe mir den Regisseur“. Der Unglückselige kam. Der fremde Mann aber donnerte den Erschlotterten an: „Poffart, Assessor vom Alexanderplatz. Hören Sie, der Walzer jezt nicht. Muß anders gemacht werden. Beleidigt ja hoch- gradig jedes sittliche Gefühl. Lassen Sie 'n Trauermarsch spielen, vielleicht 'n Hohenfriedberger oder sonst was Zediejenes.“ Jetzt mißte sich der Direktor des unglückseligen Theaters in das Gespräch, und ein wenig unmutig wagte er zu bemerken: „Aber das ist ja ein Robum, daß die Polizei uns jezt sogar noch in den Generalproben Aenderungen aufzwingen will, nachdem das Buch die Censur passiert hat.“

„Was die Behörde thut, ist immer ein Robum,“ versetzte der Assessor der verfeinerten Sittlichkeit launig. „Sie sehen, Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, das Bedürfnis nach Originalität decken wir vollkommen, die sojenannte Kunst erzeugt die Behörde vollkommen. Lebriens es bleibt dabei. Der Walzer muß raus, auch wenn er vom ollen Sebastian Bach wäre. Verstehen Sie? Ich habe hier über die Sittlichkeit zu wachen. Glauben Sie etwa, Sie dürfen sich herausnehmen, die heiligsten Güter der Nation, Religion und Familien- leben, in den Staub zu treten? Halten Sie das wirklich für an- ständig, für möglich?“ Und damit las der Assessor die folgenden Obscönitäten aus dem Theaterstück vor:

Eduard, der Mali gebeten hatte, die Redoute mit ihm zu besuchen, sagt: Also, wenn Sie wollen, dann geben Sie mir das Sträußel zurück, das heißt dann: Ich geh' mit.

(Ab. Die Thür bleibt offen. Mali greift nach den Blumen, betrachtet sie, geht zum Muttergottesbild, legt sie auf das Kämchen; sie steht davor mit geneigtem Kopfe, betend. A la vier Spiel: ein Walzer. Sie tritt einige Schritte weg, steht im heftigen Kampfe; wie träumend, magnetisch angezogen, nähert sich dem Bilde und nimmt die Blumen wieder langsam in die Hand. Plötzlich überwältigt, breitet sie die Arme aus- einander und wirft die Blumen durch die Thür in Eduards Zimmer.)

„Sollen wir das dulden?“ schloß der Assessor seine Erklärungen, „schlimm genug, daß so etwas grade 'n Rechtsanwalt jezeichnet hat, der doch auch mal 'n Assessor gewesen is.“

Damit war der Zwischenfall erledigt, der sich kurz darauf in folgendem Erlaß verdrückte:

Berlin, den 31. Oktober 1902.

Bei dem Besuch der heutigen Generalprobe des Bernsteinschen Stüdes „D'Mali“ hat der diesseitige Kommissar festgestellt, daß die Art und Weise, wie am Schlusse des ersten Aktes das Walzer- spiel in die Scene hineinklingt und die vor dem Muttergottes- bilde betende Mali zu dem Entschlusse bewegt, mit Eduard die Redoute zu besuchen, anstoßerregend wirkt.

Auf Grund der §§ 7 und 11 der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 wird daher die Genehmigung zur Aufführung des Stüdes an die weitere ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß das Spielen irgend einer Tanzmelodie an der betreffenden Stelle unter- bleibt und daß die Worte:

„Warten Sie, ich werde Ihnen was spielen, vielleicht bekommen Sie dann Lust zum Tanzen“ (Seite 26 Akt I) ungesprochen bleiben.

Zu Vertretung (geg.) Friedheim. Aber das Polizeipräsidium that noch ein Nebriges und begründete den sittlichen Verur der Censur in einer an die Presse versandten Notiz, in der es heißt:

„Nach den gesetzlichen Bestimmungen und der Judikatur des Ober-Verwaltungsgerichts ist es Pflicht der Censurbehörde, dafür zu sorgen, daß eine die öffentliche Ordnung oder Sittlichkeit ver- zehrende Wirkung der Theaterstücke vermieden wird. Jeder, der die Theaterverhältnisse kennt, weiß aber, daß das vom Schau- spieler gesprochene Wort vielfach anders wirkt, als das geschriebene. Stellen, die nach dem Textbuch unzu- lässig erscheinen, können unter Umständen durch die Darstellung derartig gemildert werden, daß sie nicht beanstandet zu werden brauchen. Die Praxis, in geeigneten Fällen Streichungen von dem Besuche der Generalproben abhängig zu machen, ermöglicht also eine sachgemäßere und schonendere Censur. Sie erleichtert überdies eine mündliche Verständigung über zweifelhafte Punkte und ist aus allen diesen Gründen, wie dem Leiter der Theater- abteilung wiederholt versichert worden ist, von den Direktionen mit alleiniger Ausnahme des Dr. Brahm, der sich schroff ablehnend verhielt, mit dankenswerthem Entgegenkommen aufgenommen worden.“

Ich erzähle keine Märchen. Die obige Walzertragödie hat sich wirklich und wahrhaftig begeben. Und wer's nicht glaubt, der frage

beim Bureau des Deutschen Theaters an oder auf der Kunst-Desinfektionsanstalt am Alexanderplatz.

Wir kommen doch allmählich vorwärts in der preussischen Kultur! Die Kunstwaage liegt nicht mehr in den Händen eines gewöhnlichen Schutzmannes, sondern ein königlich-preussischer Assessor läßt sich jetzt herbei, die sanitäre Litteraturbeschau zu übernehmen. Und auch das ist ein Fortschritt: Man prüft nicht mehr bloß das plumpe gedruckte oder geschriebene Wort. Man greift vielmehr mit nerviger Faust mitten ins volle Leben der Generalproben hinein und packt alles, was interessant ist. Der Censor vervollkommnet sich zur feinsten Durchdringung der verborgensten Seelendüfte. Er hebt die Sittlichkeit des deutschen Volkes auf die Höhe eines preussischen Assessors und behütet sie vor dem Anblick lasterhafter Geberden, unzüchtiger Töne und schmutziger Walzer. In der That, läßt sich nicht das harmlose Wort „Redoute“ von einem gewissenlosen Schauspieler so aussprechen, daß eine Gegenfläche von Gemeinheit in ihm rumort? Jedes Wort kann durch die bloße Betonung zu einem Vergehen gegen das Strafgesetzbuch werden, und die Bewegung eines Radstiefels ist im Stande die Moral der Nation in ihren Tiefen zu erschüttern.

Indessen, mir scheint, man befindet sich immer noch auf halbem Wege. Wer bürgt dafür, daß die auf der Generalprobe glücklich gestrichenen frivolen Geberden nicht bei der öffentlichen Vorstellung wiederkehren? Es wird also notwendig sein, um Aergernis zu verhüten, in jede Theatervorstellung einen Kontroll-Assessor zu entsenden. Und wenn er dann auch nur ein unzüchtiges Stirnrunzeln gewahrt, so wird er sein Antlitz mit dem Taschentuch bedecken und damit das Zeichen zur Auflösung der Vorstellung geben. Zugleich ist damit ein Mittel gegeben, die Ueberfüllung der juristischen Laufbahn zu beseitigen, an deren Stelle zweifellos eine Leutenot an Assessoren der höheren Sittlichkeit eintreten wird.

Und noch in einer andren Beziehung ist das System des Kunst-assessorismus auszubauen. Es ist ja menschlich begreiflich, daß die Assessoren in ihren Knabenjahren, da sie die Klassiker zum letzten Mal gelesen haben, noch nicht die Reife sittlichen Empfangens besaßen, die sie später sich erwerben. Nur so ist es möglich, daß man diese alten heimtückischen Verderber der Moral ungestraft spielen darf. Möge sich einmal Herr v. Poffart auch in die Generalproben des königlichen Schauspielhauses begeben, da wird er Dinge erleben — Dinge — — So hat man z. B. dort erst neulich die „Phädra“ gespielt. Gewiß, man gab sie in französischer Sprache, und Sarah Bernhardt wirkte sicherlich auch mildern. Aber, frage ich, bleibt Blutshande nicht auch in französischer Sprache Blutshande? Was für unfagbare Gesten muß man in Goethes verkommene „Faust“ mit ansehen! Und nun gar der „Tell“. Das ist Umsturz, Propaganda der That, Anarchismus — kurz, das ist viel, viel schlimmer und sittenverderblicher als ein Walzer. Ist es erhöht, daß man den erfolgreichen Neuchelmörder einer von Gott eingesehten obrigkeitlichen Perion verherrlicht, daß man diesen Herrn Gehler nichtsnutzig verleumdet, und anstatt den Wilhelm Tell zum Galgen zu verurteilen ihn zum Freiheitshelden macht? Muß das nicht alle sittlichen Begriffe heillos verwirren?

Der Herr Assessor lasse seine Augen auch in diesem Reiche der klassischen Sündhaftigkeit schweifen, auf daß des Volkes Seele nicht Schaden leide.

Joe.

Kleines feuilleton.

Dr. Kaffeeklatz. Die Kaffeeschlacht war im besten Gange, die Theeköfel und die Tassen klapperten, die Jungen standen keinen Augenblick still. Man sprach von den Dienstmädchen und den Wintermoden und auch sonst noch von allerlei; da, mitten in die schönste Unterhaltung hinein, fragte auf einmal eine Stimme: „Aber sagen Sie, Frau Lendheim, wo steckt denn heut Frau Berger?“

„Ja, wo ist denn Frau Berger?“

„Du hast sie wohl gar nicht eingeladen, Suschen?“

Alle Augen gingen an der Hausfrau. Sie schenkte ihrer Nachbarin eben frischen Kaffee ein; nun stellte sie die Kanne auf den Tisch und nickte der alten Dame auf dem Sofa zu: „Ich habe sie doch eingeladen, Tante Marie, natürlich hab' ich sie eingeladen, sie konnte aber nicht kommen. Sie hat keine Zeit.“

Ein bedauerndes „Ach“ ging durch die Tafelrunde.

„Schade“, meinte das blonde Fräulein Wendel, „sie hätte doch wieder singen können, sie singt so hübsch.“

„Frau Berger macht sich ja jetzt überhaupt so selten“, sagte Tante Marie, „man sieht sie nirgends.“

„Junges Eheglück“, spöttelte eine andre.

„Nieber Himmel, nach einem Jahr noch?“

Die Damen lachten, Frau Lendheim schlug die kleine Frau auf die Schulter. „Aber, Frau Doktor, nach einem Jahr n o c h?“

„Sie sind aber wirklich sehr glücklich“, erzählte Fräulein Wendel, „und seit sie auch noch den Jungen haben, ist des Glücks überhaupt kein Ende.“

„Und Frau Berger hat im Ernst keine Zeit“, erklärte Frau Lendheim. „Bedenken Sie doch, sie hat kein Dienstmädchen, sie macht ja alles allein.“

„Wirklich? Ganz allein?“

„Na, das kann ich auch nicht begreifen.“

„Aber eine Aufwärterin hat sie doch?“

„Nein, auch nicht einmal die.“

„Das ist ja aber bewundernswert. Eine Frau die ihre Wirtschaft allein macht!“ Tante Marie war ganz begeistert.

„Na, es wird ihr wohl nichts andres übrig bleiben.“ Frau Doktor zuckte höhnvoll die Achseln. „Wobon soll sie sich denn ein Mädchen halten, soviel Einkommen hat doch ihr Mann nicht bei seiner Buchhändlerstelle.“

„Ja, daß sie den überhaupt geheiratet hat!“

„Sie ist doch aber glücklich mit ihm“, sagte Tante Marie.

„Und sie kommen ja wohl auch ganz gut aus.“

„Na ja, wenn sie sich alles allein macht.“

„Ich begreife nicht, wie man das thun kann“, Fräulein Wendel schüttelte den Kopf. „Mit 'ner Aufwärterin, na ja, da kann man schon die Wirtschaft allein besorgen, aber ganz allein? Ich bitte Sie, es giebt doch so viel grobe Arbeit dabei.“

„Na eben, einheizen und Teppichklopfen, ach na dazu wird sie dann schon jemand haben.“

„Nein, nein, Frau Burg“, sagte die Hausfrau, „sie macht alles selbst.“

„Sie fährt ja sogar ihren Jungen Sonntags im Kinderwagen aus“, spottete Fräulein Wendel. „Ich bin ihr neulich begegnet. Es war ja freilich ein Sportwagen, aber hören Sie, würden Sie einen Sportwagen auf der Straße schieben?“

„Na ganz gewiß nicht.“

„Gar nicht daran zu denken.“ Die Damen stießen alle miteinander Entrüstungsrufe aus.

„Ich begreife Trude Berger auch nicht“, sagte die Frau Doktor. „All die groben Arbeiten, ich finde, die entwürdigen eine Frau aus unserm Stande.“

Die andern nickten Beifall.

„Ich sollte auf dem Hofe Dedem klopfen?“ Frau Burg sah gen Himmel. „Das ist wohl Arbeit für eine Scheuerfrau, aber doch nicht für unfernein.“

„Wenn mir mein Mann das zumuten würde, würde ich ihn fragen, ob er verdreht ist“, gestand eine andre.

„Und Frau Berger braucht es doch eigentlich auch nicht“, meinte Fräulein Wendel. „Liebe Zeit, dann nehme ich mir eine Aufwärterin und loche weniger, in den Topf kann einem niemand guden und man steht doch anständig da nach außen.“

„An der Küche sparen ist nur auch immer schlimm“, warf Tante Marie ein, „das geht an die Gesundheit, liebes Fräulein.“

„Das kann man sich schon einrichten.“

„Na, oder man nimmt sich ein Schullind zum helfen.“ Frau Burg wurde lebhaft: „Solchem Mädel bezahlt man nachmittags 'n Groschen und sie klopft Dedem und scheuert, wie 'n Dienstmädchen.“

„Manchmal noch besser“, rief Frau Lendheim dazwischen.

„Und wenigstens schiebt sie den Kinderwagen.“

„Ja, das mit dem Kinderwagen ist ja nun das Höchste. Hat ihn Frau Berger wirklich allein geschoben?“ Frau Doktor sah Fräulein Wendel fragend an.

„Aber thatsächlich“, bestätigte Fräulein Wendel.

„Ich sage es Ihnen doch, ich traf sie vorigen Sonntag im Tiergarten. Der Mann ging daneben und sie schob den Kinderwagen. Ich weiß nicht, wie sie sich so lächerlich machen kann.“ Die übrigen Damen begriffen es auch nicht. Sie schüttelten ernsthaft die Köpfe.

„Ich würde mich totschämen, wenn mich einer so sähe“, gestand Frau Doktor. „Nieber bliebe ich mit meinem Kinde zu Hans.“

„Ja eben“, nickte Frau Burg. „Eine gewisse Selbstachtung ist man seinem Stande doch schuldig.“

„Gewiß, so muß man sich nicht erniedrigen“, stimmte ihr Frau Lendheim zu. „Den Kinderwagen selber schieben? Das ist ja gerade, als wär man eine Schusterfrau?“

„Na, Du führst ja doch aber sogar Dein Hundchen selbst an der Leine aus“, rief Tante Marie.

„Aber das ist doch ganz etwas andres!“ Die Damen schrien es beinahe einstimmig.

„Na das dachte ich auch“, sagte die Hausfrau und warf der Tante einen empörten Blick zu. „Das zu vergleichen, Tante Marie! Und überhaupt ist Joujou ein Bologneser, mit dem kann die vornehmste Dame gehen.“

Geschichtliches.

rc. Klassisches über Spizerei. Wenn Schiller immer recht hat mit seiner Sentenz, daß das Jahr eine heiligende Kraft übt, daß dem Menschen göttlich erscheint, was „grau für Alter“ ist, so müssen die jedem wohlgeordneten Gemeinwesen als Staatsfrühen unentbehrlichen Gentlemen von der politischen Polizei, die, soweit die deutsche Junge Klingt, unter dem zierenden Namen Spizel männiglich bekannt sind, sich im höchsten Maße der allgemeinen Hochachtung erfreuen. Denn die Kulturerungenschaft des Spizeltums gehört zu dem ältesten Hausrat einer Politik, die mit Herrschenden und Beherrschten zu rechnen hat. Das ehrwürdige Institut läßt sich durch mehr als zweieinhalb Jahrtausende bis in jene Zeiten des orientalischen Altertums zurückverfolgen, als gegen 700 v. Chr. Dejotes sich zum König der medischen Stämme aufwarf und Elbatana zu seiner Residenz machte. Der neugebadeue Monarch legte sich als bald ein wohlorganisiertes Spizelheer zu: wie Herodot es ausdrückt, waren seine Horcher und Aufspäher im ganzen Lande. Zwei Jahrhunderte später waren die Spizel schon in ganz Vorderasien verbreitet, soweit seit Christus und seinen Nachfolgern das Scepter der

Perserkönige gebot. Man fürchtete sich nach Xenophon überall, das dem Großkönige nicht Nützliche zu sagen, als wenn er es selbst hörte, und das ihm nicht Nützliche zu thun, als wenn er selbst zugegen wäre. Trieben sich doch seine Spizel überall umher. Sie wurden in Persien die „Augen“ und „Ohren“ des Schahs genannt, so daß sich das Sprichwort bildete, der König habe viele Augen und Ohren. Ihr Eifer wurde durch Auszeichnungen und Ehrengeschenke angefeuert. Kleine Mängel haften freilich dem Institut an, da nach Angabe der griechischen Schriftsteller die persischen Spizel nicht immer bloß berichteten, was sie wirklich erkundet hatten, sondern noch manches andre, um ihren Eifer zu beweisen. Das that der königlichen Wertschätzung aber keinen Eintrag. Wie so manche andre Einrichtung des Perserreichs, so hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch seine Geheimpolizei den Monarchen des Reichs zum Vorbild gedient, wo das Spizeltum in antiken Zeiten seine klassische Ausgestaltung erlebt hat. Das geschah im kaiserlichen Rom. Sogar die persische Bezeichnung der Spizel als Augen und Ohren des Monarchen kehrt hier wieder: von den Cäsaren selber, wie von Schriftstellern werden sie öfter so genannt. So warnt z. B. Lucian einen ungebildeten Proben, der sich durch den Ankauf einer großen Bibliothek in die Gunst des gelehrten Kaisers Marc Aurel einzuschleichen denkt: er hoffe beregebens, jenen über sich zu täuschen; ob er denn nicht wisse, daß der Kaiser viele Augen und Ohren habe? Entsprechend nennt der merkwürdige Abenteurer Apollonius von Thyana bei seinem Biographen Philostratus Rom „eine Stadt, in der lauter Augen und Ohren sind für alles, was ist und was nicht ist; da könne man nicht an Neuerungen im Staat denken, wenn man nicht großes Verlangen nach dem Tode trage. Die Vorsichtigen und Vernünftigen würden dort auch in Bezug auf das Gelaubte zögernd“. Der Religionsstifter spricht da von Erfahrungen, die er selber gemacht hat; denn Kaiser Nero's allmächtiger Freigelassener Tigellinus ließ den verdächtigen Menschen „mit allen Augen beobachten, mit denen die Regierung sieht, wenn er redete oder schwieg, stand oder saß, welche Nahrung er zu sich nahm, und von wem er sie erhielt, und ob er opferte oder nicht“. Für den Begründer des Instituts, dem an den citierten Stellen so große Leistungen im Oberrichten nachgerühmt werden, muß wohl Kaiser Augustus gelten. Er war durch seinen Freund Maecen eindringlich auf die kleinen Schattenseiten der neuen Erziehung hingewiesen worden, mit der die Monarchie Rom beglückte: da es nun einmal nötig sei, im ganzen Reiche Späher und Horcher zu haben, damit ihm nichts unbelannt bleibe, was der Vorsehung oder der Abhilfe bedürfe, so möge er diesen Menschen wenigstens nicht zu viel trauen, weil sie oft böllig grundlose Anschuldigungen aus den schändlichsten Beweggründen machten. Ähnliche Vorwürfe häuften die Frau des Augustus, Livia, auf die ehrenwerte Witwe der Spizel: sie denunzierten oft Unschuldige aus Haß, oder weil sie von deren Feinden Geld erhalten oder von jenen selbst keines erhalten haben. Einen originellen Beweis von der Zuverlässigkeit seiner Geheimpolizei erlebte der Kaiser Claudius (41—54). Er hatte sich, als er Censor war, zur Sammlung von Material für die herkömmlichen Klagen gegen Aristokraten von schlechtem Lebenswandel durch seine Polizeispione Informationen über die persönlichen Verhältnisse der oberen Zehntausend liefern lassen. Als er nun z. B. diesen wegen seines Junggesellentums, jenen wegen Kinderlosigkeit, andre wegen selbstverschuldeter Armut anließ, wiesen die Betreffenden nach, daß sie verheiratete Väter, reiche Leute seien. Einen beschuldigte der Kaiser auf Grund seiner geheimpolitischen Informationen eines Selbstmordversuchs; der zog sich nackt aus und zeigte, daß er am ganzen Leibe unverletzt sei. Solche Maschführungen durch das Spizeltum vermochten aber den Glauben der Cäsaren an die Unentbehrlichkeit der schönen Einrichtung nicht zu erschüttern. Auch die Kaiser der sogenannten „glücklichsten Zeit“ des römischen Reiches haben nicht daran gerüttelt. Daß der philosophische Marc Aurel der Spizel nicht entraten mochte, wurde schon gesagt. Und unter einem andren „guten“ Kaiser, unter Hadrian, hatte die Geheimpolizei ganz besonders gute Tage. Unter ihm war nach einer Lobrede auf seinen Nachfolger „das ganze Reich niedergedrückt und von Furcht gelähmt, da in allen Städten Spione umhergingen und behorchten, was man sprach. Es war nicht möglich, frei zu denken und zu reden, da die vernünftige und gerechte Freimütigkeit vernichtet war und jedermann vor seinem Schatten zitterte“. Hadrian ließ selbst seine intimsten Freunde in ihren Häusern bespizeln. Mit Vorliebe suchte er seine Werkzeuge zu Spionagezwecken im Militär, unter dessen Schwingen manch einer mit Lust und Liebe als agent provocateur thätig war. „Durch vornehmliches Vertrauen“, sagt ein Zeitgenosse Hadrians, „lassen sich Unvorsichtige in Rom von den Soldaten fangen. Ein Soldat in bürgerlicher Tracht setzt sich neben dich und fängt an, vom Kaiser übel zu reden. Als wenn du dadurch ein Pfand für seine Zuverlässigkeit erhalten habest, daß er zuerst beleidigende Aeußerungen gethan, sagst du auch, was du denkst. Dann wirst du in Ketten und ins Gefängnis gestworfen.“ Die Ehrenmänner, die sich zu solchen Diensten hergaben, konnten ihr Wesen um so ungentlicher treiben, als es nicht möglich war, sie zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen. Wenigstens waren unter Caracalla die Spizel dem Kaiser allein verantwortlich, konnten nur von ihm selber bestraft werden. Außer Männern standen auch Frauenzimmer im Dienste der Geheimpolizei, vor allem die Insassinnen von Bordellen. In passendem Material konnte nie Mangel sein, wo jedermann gleich Kaiser Alexander Seberus der Meinung war, durch die Aussicht auf Beute könnten alle verdoeben

werden. Ein ganzes Heer von Spizeln wurde so zusammengebracht: im vierten Jahrhundert n. Chr. hören wir einmal, daß es im römischen Reiche nicht weniger als 10 000 politische Geheimagenten („agentes“) gab. Diesen Reford im kaiserlichen Rom werden auch die bestbespizelten Länder der Gegenwart kaum schlagen. —

Aus dem Tierleben.

— Tauben an den Schlag zu gewöhnen. Wenn man anfängt, Tauben zu halten, schreibt die „Tierbörse“, so ist das sicherste Mittel, die Tiere an den Schlag zu gewöhnen, nur junge Tauben anzuschaffen. Falls letztere noch das Nestkleid anhaben, sind sie an der matten Färbung desselben und der Augen und Füße, an dem weichen Schnabel und der piependen Stimme leicht zu erkennen. Das Füttern der Tauben im Schlag trägt natürlich auch dazu bei, sie an diesen zu gewöhnen. Sehr wichtig ist es, die Tauben im Schlage mit frischem Trinkwasser, das häufig zu erneuern ist, zu versorgen; besonders günstige Erfolge hat ein schwach eisenhaltiges Trinkwasser. Weiter wird zur Gewöhnung der Tauben empfohlen, Anisöl, das die Tauben gern riechen, an die Wand zu streichen. Außerdem lieben die Tauben sehr den Salzgenuß, aus welchem Grunde man sogar Taubenbeizen macht. In seinem Buche über Taubenzucht giebt Hann hierfür folgendes Rezept an: Man nimmt frischen Lehm, den man mit Wasser, in welchem etwa 1 Kilogramm Kochsalz aufgelöst ist, hinreichend befeuchtet, und knetet denselben mit 5 Kilogramm Weizen, Haussamen oder andren den Tauben geeigneten Körnern und außerdem mit 1 Kilogramm Kümmel oder Anis zusammen. Wenn diese Masse gut vermenget und durchgearbeitet ist, so formt man daraus mehrere Brode von hoher fegeelfürmiger Gestalt, die man entweder in der Sonne trocknet oder im Backofen, sobald das Brot herausgenommen ist. Man hebt die Lehmbrode an einem trockenen Orte zu späterem Gebrauche auf; immer aber soll deren eines oder mehrere im Taubenturme oder im Schlage aufgestellt werden, weil die Tauben außerordentlich gern darauf piken und dies ihrer Gesundheit sehr zuträglich ist. —

Humoristisches.

— Schöne Gegend. A.: „... Das ist wohl eine berühmte Gegend, in der Sie wohnen?“
 B.: „Na, ich sage Ihnen, bei uns erscheint sogar eine Zeitung, die giebt als Sonntagsbeilage das — Straßengesetzbuch in Lieferungen!“
 — Die Versuchskaninchen. „Was fehlt denn Deinen Wuben, daß sie nur Wasser trinken?“
 „Denen fehlt nigr! Aber ich soll unter de Temperenzer, hat mein Doktor g'sagt, und jetzt will ich natat mit meinen Wub'n anfangen!“
 — Ueberraschende Entdeckung. A. (in der Aneipe): „War denn der alte, taubstumme Wätchermeister heute noch nicht hier?“
 B. (der die Gewohnheit hat, keinen andern zu Worte kommen zu lassen): „Was, taubstumm ist der? ... Mit dem unterhalte ich mich doch jeden Tag mehrere Stunden!“
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Neue Freie Volkshöhne bringt heute und am nächsten Sonntag im Bellealliance-Theater (nachmittags 2 1/2 Uhr) Fitgers Trauerspiel „Von Gottes Gnaden“ zur Aufführung.
 — Im Neuen Theater geht demnächst „Herren der Schöpfung“, drei Stüde von Alfred Brieger in Scene. Die einzelnen Stüde heißen: „Fisi“, „Mitgift“ und „Der Oberlehrer“.
 — Björnsons neues Drama „Auf Storhove“ erzielte ebenso wie bei der Aufführung in Christiania, auch in Stuttgart nur einen mäßigen Erfolg.
 — Im Wiener Burgtheater brachten es Otto Ernsts neues Drama „Gerechtigkeit“ nur zu einem äußeren Erfolg.
 — Eine Meunier-Ausstellung, die 110 Arbeiten des Künstlers umfaßt, ist gegenwärtig im Cerclo artistique in Brüssel veranstaltet. Unter den ausgestellten Kunstwerken befinden sich auch die Studien und Skizzen zum „Denkmal der Arbeit“. Es ist dies die erste und, wie Meunier selbst sagt, die letzte Gesamtausstellung seiner Werke, die er bei Lebzeiten veranstaltet.
 — Das Bernstein-Museum in Königsberg i. Pr. soll geteilt werden, und zwar sollen die tierischen und pflanzlichen Einschlüsse, wie überhaupt der wissenschaftliche Teil der Sammlung zur Königsberger Universität kommen, während die gewerblich wichtigen Bestandteile, zu einer Schausstellung vereinigt, bei den Bernsteinwerken bleiben sollen. —